LESEPROBE

Noah Lindholm

Als mein Körper vor meiner Tür stand

Ein spiritueller Roman über Selbstannahme, Dankbarkeit und die Partnerschaft mit dem eigenen Körper

Hinweis für dich

Dies ist ein Roman. Er erzählt von einem Körper, der spricht, und von einer Frau, die ihn beinahe zurückgegeben hätte. Ein medizinischer Rat ist er nicht, und einen Arztbesuch ersetzt er nicht.

Wenn dein Körper laut ruft, wenn ein Schmerz nicht weggeht oder das Herz stolpert, dann geh bitte zu deiner Ärztin oder deinem Arzt. Dieses Buch ist für das Flüstern, das davor kommt.

Und wenn du etwas hast, das bleibt, dann verspricht dir dieses Buch nichts. Es erzählt von einer Frau, die gelernt hat, mit ihrem Körper zu reden. Was das bei dir verändert, entscheidet sich nicht auf diesen Seiten.

Was im Anhang über Fasten, Bewegung und kleine Anfänge steht, sind Anregungen für gesunde Erwachsene. Wenn du krank bist, Medikamente nimmst, schwanger bist oder zu wenig wiegst, sprich vorher mit jemandem, der dich untersuchen kann.

Und noch etwas. Was der Körper in diesem Roman über seinen Anfang erzählt und über das, was am Ende geschieht, ist ein Bild. Nimm es als Möglichkeit. Du musst nichts davon glauben, um etwas daraus mitzunehmen.

Vorwort

Während du diesen Satz liest, arbeitet jemand für dich. Er hält deinen Kopf so, dass die Augen die Zeile finden, und stellt die Linse scharf, während du an etwas ganz anderes denkst. Heute Nacht macht er weiter, wenn du schläfst. Gefragt hat ihn dafür niemand.

Die meisten von uns reden mit ihrem Körper nur, wenn er nicht funktioniert, und dann nicht besonders freundlich. Vor dem Spiegel zählen wir, was uns fehlt, und im Vergleich mit anderen schneidet er selten gut ab. Gefüttert wird er nebenbei, schlafen darf er, wenn noch Zeit ist, und was wir eigentlich sagen müssten, schlucken wir hinunter. Wenn er dann nach Jahren nicht mehr mitmacht, sind wir empört.

In diesem Buch begegnest du einer Frau, die das alles tut. Elke ist Gärtnerin am Niederrhein. Einer Jungpflanze sieht sie von der Tür aus an, ob sie Wasser braucht, und ihren eigenen Körper behandelt sie, als müsste er halt. Vielleicht erkennst du dich in ihr wieder, an der einen oder anderen Stelle. Das darf dich zum Lachen bringen. Elke lacht über sich selbst auch, meistens ein paar Jahre zu spät.

Einen Schuldigen sucht dieser Roman nicht. Elke hat ihrem Körper viel zugemutet, und das bleibt wahr. Aber was man einmal erkannt hat, kann man am nächsten Morgen anders machen, und ein Körper nimmt so eine Einladung erstaunlich schnell an.

Ein Ratgeber hätte es kürzer sagen können. Nur weiß fast jeder längst, was gesund wäre. Wir wissen, dass Schlaf wichtig ist und dass Pausen guttun, und geändert haben wir trotzdem wenig. Was sich wirklich ändert, ändert sich meistens erst, wenn wir es fühlen, und fühlen kann man eine Geschichte besser als eine Liste.

Deshalb erzählt in diesem Buch der Körper selbst. Er kennt Elke seit ihrem ersten Atemzug, er war in jeder Frostnacht dabei, und er hat fast fünfzig Jahre lang kein Wort gesagt. Dann will sie ihn zurückgeben, halb im Scherz, und er nimmt sie beim Wort.

Manche Menschen haben gelernt, der Körper sei eine Hülle oder sogar ein Gefängnis. Elke lernt ihn in diesen Seiten anders kennen, als das treueste Wesen, das sie hat, gebaut für das Leben, das sie führen wollte, und gezeichnet von dem, das sie geführt hat.

Lies das Buch in deinem Tempo. Und wenn du zwischendurch merkst, dass du seit einer Stunde schief auf dem Sofa liegst, dann setz dich anders hin. Er wird dir nicht übelnehmen, dass du ihn so lange übersehen hast. Darin ist er großzügiger als wir.

Noah Lindholm

Prolog

Ich war zuerst da

Um 11.40 Uhr hast du mich zurückgeben wollen.

Wir lagen im Krankenhaus in Geldern, eine Nadel im Handrücken, eine Klemme am Zeigefinger, und die Ärztin hatte gerade sechs Wochen gesagt. Da hast du gelacht, kurz und trocken, so wie du lachst, wenn der Transporter im Matsch stecken bleibt, und hast gefragt, ob man den nicht umtauschen könne. Die Garantie sei ja wohl abgelaufen.

Die Ärztin hat mitgelacht. Ich musste auch, weil mein Zwerchfell hüpft, wenn du lachst. Selbst bei meiner eigenen Reklamation.

Jetzt ist es kurz nach zwei in der Nacht. Die Frau im Nachbarbett schnarcht in kleinen, empörten Stößen. Unsere rechte Hand liegt auf der Decke, die Finger gekrümmt, als hielten sie noch einen Kistengriff. So schlafen wir seit Jahren: als wäre der Schlaf eine Pause, die uns gleich wieder jemand wegnimmt.

Heute weckt dich niemand um vier. Die Kisten muss Bernd tragen.

Bis neun hat er neben deinem Bett gesessen, die Handschuhe auf den Knien. Er hat unsere Hand gehalten, die mit der Nadel, so vorsichtig, als könnte etwas abbrechen.

„Mach keinen Quatsch, Elke“, hat er gesagt.

„Sechs Wochen, Bernd. Am ersten März ist Aussaat.“

Er meinte, die Aussaat könne er auch.

„Du säst zu dicht.“

Danach habt ihr eine Weile geschwiegen. Sein Daumen ist über unsere Fingerknöchel gefahren. Unter seiner Hand haben sich unsere Finger langsam geöffnet. Als die Schwester ihn nach Hause schickte, hat er sie so behutsam auf die Decke gelegt, dass wir nicht aufgewacht sind.

Ich hätte ihn gern gebeten, noch zu bleiben.

Mit deinen Händen kenne ich mich aus. Ich habe sie durch die Niers gezogen, den kleinen Fluss hinter dem Hof, als du sechs warst, und um Bernds Hals gelegt, als du dich endlich getraut hast. Mit ihnen hast du eure Kinder gehalten. Jeden Februar prüfen wir zwischen Daumen und Zeigefinger, ob die Erde für die Aussaat fein genug ist.

Bei dir selbst bist du weniger behutsam.

Wenn morgens das Knie zieht, halten wir uns am Geländer fest, und du schimpfst mit ihm. Sobald es wieder trägt, hast du es vergessen. Früher sind wir manchmal auf der Treppe sitzen geblieben, weil die Sonne dort stand. Die Stufe war warm durch den dünnen Stoff deiner Hose. Du hattest noch keinen Garten, der dir gehörte, und konntest trotzdem eine halbe Stunde darin verbringen, ohne etwas zu erledigen.

Ich war gern mit dir draußen.

Das bin ich immer noch. Auch nach neunundvierzig Jahren und fast zehn Monaten möchte ich wissen, wie sich die erste warme Erde im März anfühlt. Dafür brauche ich dich. Jemand muss die Hand ausstrecken.

Gestern hast du gesagt, du wolltest mich umtauschen.

Du hast es im Scherz gesagt. Trotzdem werde ich morgen vor deiner Tür stehen.

Wie das möglich ist, weiß ich noch nicht. Irgendwo in dieser Nacht wird etwas fest, das vorher keine Form hatte, so wie sich Frost an eine Scheibe setzt, von den Rändern her und ohne ein Geräusch. In ein paar Stunden habe ich Füße, die nicht deine sind. Und Hände, die es sind.

Die Nachtschwester zieht uns die Decke über die Schulter. Wir bewegen uns ein wenig, unser Atem wird wieder gleichmäßig. Während sie hinausgeht, versuche ich mir vorzustellen, wie es sein wird, dir gegenüberzusitzen.

Du wirst wissen wollen, wer mich geschickt hat. Wahrscheinlich hältst du mich für eine Bekannte von Irmgard. Vielleicht bietest du mir Kaffee an und räumst dabei schon die Spülmaschine aus.

Ich werde dich bitten, dich zu mir zu setzen.

Das wünsche ich mir für den Anfang. Dass du sitzen bleibst, auch wenn draußen ein Wagen auf den Hof fährt. Dass ich ausreden darf. Vielleicht möchtest du dann etwas wissen. Warum ich dich gestern zwischen die Jungpflanzen gelegt habe. Ob ich müde bin. Oder was ich mit dir anfangen würde, wenn wir tatsächlich sechs Wochen hätten.

Eine Antwort darauf habe ich schon.

Aber zuerst werde ich wohl eine Jacke brauchen. Im Radio haben sie minus acht Grad angekündigt, und von dir kenne ich für solches Wetter nur die Weste am Küchenhaken.

Ob du mich hereinlässt, weiß ich nicht.

Bis ich vor deiner Tür stehe, bleiben noch ein paar Stunden. Du schläfst, und ich habe Zeit, von uns zu erzählen. Ich fange bei unserem ersten Morgen an. Wie wir von dort bis zu deiner Reklamation gekommen sind, ist eine lange Geschichte. Einiges davon hast du vermutlich anders in Erinnerung.

Am Anfang wusste noch niemand, wie du heißen würdest. Deine Mutter lag erschöpft auf einem Bett in Geldern. Dein Vater wartete draußen.

Drinnen hatte ich gerade alle Hände voll zu tun.

ERSTER TEIL

* * *

Das Wunder

1960 bis Dezember 2009

1

Das Wunder

Du bist elf Sekunden alt und hast noch nicht geatmet.

Die Hebamme reibt uns mit einem Tuch über den Rücken. Etwas energisch, finde ich. Ich bin schon dabei.

Es ist Samstag, der 12. März 1960, zwanzig vor sieben am Morgen, im Krankenhaus in Geldern. Auf dem Flur klappert eine Blechschüssel. Neun Monate lang war alles warm gewesen, jedes Geräusch kam gedämpft zu mir. Der Herzschlag deiner Mutter war immer da. Jetzt liegt ein Tuch unter unserem Bauch, und an unseren nassen Schultern ist es kalt.

Ich hole Luft.

Es braucht mehr Kraft, als ich erwartet habe, und es brennt, als würde innen etwas aufgerissen. Unser Brustkorb hebt sich, und dann schreien wir so laut, dass die Hebamme lacht.

„Da bist du ja."

Deine Mutter hebt den Kopf vom Kissen.

„Ist alles dran?"

„Alles dran."

Noch einmal ziehe ich Luft ein. Diesmal geht es leichter. Wir schreien weiter. Nach dem ersten Atemzug weiß ich offenbar noch nicht, wann es genug ist.

Die Hebamme legt dich auf eine Waage aus weißer Emaille. Durch das dünne Tuch zieht die Kälte in unseren Rücken. Unsere Beine fahren hoch, die Fersen finden keinen Halt.

„Dreitausendzweihundertfünfzig."

Eine Schwester schreibt die Zahl auf.

„Einundfünfzig Zentimeter."

Deine Mutter streckt die Arme aus.

„Kann ich sie haben?"

Grete Hüskes ist sechsundzwanzig. Die Haare kleben ihr an der Stirn, und ihre Hände zittern noch, als die Hebamme uns zu ihr legt. Eine Hand stützt unseren Kopf. Die andere zieht das Tuch bis über unsere Füße.

Da ist der Herzschlag wieder.

Ich höre auf zu schreien.

Eine Weile liegen wir mit der Wange an ihrer Brust. Sie spricht dicht über unserem Kopf, und ihre Stimme klingt anders als vorher, heller, aber ich kenne sie. Bei diesem Klang bin ich gewachsen. Manchmal hat sie gesungen, manchmal mit jemandem gesprochen, der weiter weg war. Jetzt sagt sie immer wieder dasselbe.

„Da bist du."

Unser Mund geht auf. Wir drehen den Kopf, streifen mit der Wange über ihre Haut und suchen weiter. Deine Mutter hält ganz still. Als wir die Brust finden, zieht sie hörbar die Luft ein.

„So", sagt die Hebamme. „Das kann sie schon."

Ich hätte ihr einiges aufzählen können.

Aber wir trinken gerade, und damit ist vorerst genug zu tun. Unsere Hand liegt unter dem Kinn, zu einer kleinen Faust geschlossen. Bei jedem Schlucken bewegt sie sich mit.

Eine halbe Stunde später seid ihr in einem Zimmer mit drei Betten. Über der Heizung hängt ein Handtuch. Vom Flur

dringen Schritte herein, bleiben stehen, gehen weiter. Deine Mutter hat die Augen geschlossen, ihr Arm liegt fest um dich.

Dann klopft jemand.

Die Tür öffnet sich einen Spalt. Eine Mütze erscheint, darunter dein Vater.

„Hier richtig?“

Deine Mutter macht die Augen auf.

„Jupp.“

Josef Hüskes ist achtundzwanzig und muss den Kopf einziehen, als er hereinkommt. Er bleibt am Fußende des Bettes stehen. Die Mütze dreht er zwischen seinen Händen, bis der Schirm nach hinten zeigt.

„Ein Mädchen“, sagt deine Mutter.

„Hat die Schwester schon gesagt.“

Er sieht dich an.

„Ist alles …?“

„Alles dran.“

Er nickt. Seine Finger hören auf, die Mütze zu drehen.

„Und du?“

„Müde. Komm mal her.“

Auf dem Weg um das Bett stößt er mit dem Knie an einen Stuhl. Er hält ihn fest, bevor er kippt, und sieht zu dir hinüber. Wir trinken weiter.

„Die Hände“, sagt die Schwester hinter ihm.

Dein Vater schaut auf seine Finger. Sie sind rot vom kalten Wasser im Gewächshaus, die Haut um die Nägel ist rissig.

„Hab ich gewaschen. Zweimal. Ich kam aus dem Gewächshaus.“

Die Schwester stellt eine Schüssel auf den Nachttisch. Er legt die Mütze auf den Stuhl und wäscht sich noch einmal. Diesmal nimmt er sich jeden Finger einzeln vor. Unter einem Nagel bleibt ein dunkler Rand.

Dann steht er neben euch und weiß offenbar nicht weiter.

Deine Mutter zieht das Tuch ein Stück von unserem Gesicht.

„Schau nur."

Er beugt sich zu dir herunter. Sein Atem streift unsere Stirn. Von draußen hat er Kälte mitgebracht und einen Geruch, den ich noch nicht kenne.

Lange sagt er nichts.

„Ein Wunder", sagt er dann.

Deine Mutter sieht zu ihm auf. Ihr Mund bewegt sich, aber es kommt kein Wort. Sie legt ihre freie Hand auf seine nassen Finger.

Wir haben inzwischen genug getrunken. Unser Mund lässt los, und unsere Wange sinkt gegen ihre Brust. Ein dünner Milchstreifen bleibt neben unserer Lippe stehen. Deine Mutter wischt ihn mit dem Daumen fort.

„Ihre Hände", sagt sie.

Dein Vater schaut sofort wieder auf seine eigenen.

„Die kleinen, Jupp."

Sie lacht, und wir heben kurz den Kopf, weil es unter uns wackelt.

Deine Mutter öffnet vorsichtig unsere Faust. Sie zählt die Finger, verliert beim Daumen den Faden und beginnt noch einmal. Dein Vater zählt mit. Seine Lippen bewegen sich dabei.

„Fünf", sagt er.

„An der anderen auch?“

Er prüft es.

„Auch fünf.“

Nun muss er die Füße sehen. Deine Mutter schlägt das Tuch zurück. Die kalte Luft kommt an unsere Beine, und wir ziehen sie an den Bauch. Sofort deckt sie dich wieder zu.

„Die sind auch vollständig“, sagt sie. „Lass sie erst mal ankommen.“

Er setzt einen Finger an den Rand des Tuchs, dort, wo unsere Hand liegt. Für einen Augenblick bleibt er so, ohne dich zu berühren.

Deine Mutter schiebt seine Hand näher.

Unsere Finger streifen seine Haut. Dann schließen sie sich um seinen Zeigefinger.

Er hält den Atem an.

„Grete.“

„Ich seh’s.“

Er bewegt die Hand ein kleines Stück. Wir halten fest.

„Die hat aber Kraft.“

Jetzt rieche ich es deutlicher. Es kommt von seinem Finger, aus dem kleinen Rest unter dem Nagel. Feucht und fremd. Erde. Später werde ich diesen Geruch an dir kennen, an den Handgelenken und in den Falten unserer Finger. Heute liegt unsere ganze Hand um einen seiner Finger, und der Nagel ist kaum größer als der dunkle Rand darunter.

Die Schwester kommt ans Bett.

„Dann nehmen wir die Kleine jetzt mit. Ihre Frau braucht Ruhe.“

Dein Vater schaut sie an.

„Moment“, sagt er. „Die hält mich noch.“

Die Schwester wartet. Nebenan wird nach ihr gerufen. Sie dreht sich zur Tür.

„Ich komme gleich wieder.“

Dein Vater bleibt vorgebeugt stehen.

Nach einer Weile schiebt er den rechten Fuß nach hinten. Dann stützt er seinen Ellbogen mit der freien Hand.

„Setz dich doch“, sagt deine Mutter.

Er tastet hinter sich nach dem Stuhl, ohne den Blick von unserer Faust zu nehmen. Mit der freien Hand zieht er ihn näher. Die Beine scharren über den Boden.

Wir zucken zusammen.

Er bleibt mitten in der Bewegung stehen.

„Schon gut“, flüstert deine Mutter.

Es dauert, bis er sitzt. Auf der Mütze. Er merkt es erst, als der Schirm unter ihm knackt.

Deine Mutter presst die Lippen aufeinander. Das Lachen kommt trotzdem heraus, und dein Vater lacht mit, ganz leise, den Arm noch immer über die Bettkante gestreckt.

Als die Schwester zurückkehrt, schlafen wir.

„Wie soll sie heißen?“

„Gertrud“, sagt dein Vater. „Nach meiner Mutter.“

„Elke“, sagt deine Mutter. „Eine Trude reicht.“

Dein Vater sieht sie an.

Die Schwester wartet mit dem Stift über dem Kärtchen.

„Elke“, sagt er schließlich.

Er beugt sich ein wenig vor.

„Na, Elke.“

Bei deinem Namen zieht sich unsere Faust kurz zusammen. Er lächelt und schaut zu deiner Mutter, aber ihre Augen sind schon geschlossen.

Die Schwester legt das Kärtchen ans Fußende. Diesmal greift sie nicht nach dir.

Später fällt ein Streifen Sonne über die Bettdecke. Als er unsere Lider erreicht, kneife ich sie fester zu und drehe unseren Kopf ein wenig. Dein Vater rückt mit dem Stuhl näher ans Bett. Sein Schatten legt sich über unser Gesicht.

So bleibt er sitzen.

Unter dem Tuch werden unsere Füße warm. Unser Bauch hebt und senkt sich gegen deine Mutter, die nun ebenfalls schläft. Ab und zu schlucken wir noch einmal.

Dein Vater streicht mit dem freien Daumen über den Rand unserer winzigen Faust.

„Ein Wunder“, sagt er.

Diesmal ist niemand wach, der ihm antwortet.

Ich halte seinen Finger fest.

2

Barfuß

Seit Mai sind wir fast immer ohne Schuhe unterwegs. Unsere Fußsohlen sind so hart geworden, dass wir über den Kies am Hoftor laufen können, ohne das Gesicht zu verziehen, und darauf bist du stolzer als auf alles, was du bisher gelernt hast.

Es ist ein Mittwoch im Juli 1966, und du bist sechs. Wir wachen auf, weil wir fertig sind mit Schlafen. Das Licht im Spalt des Vorhangs und das Amselmännchen, das auf der Dachrinne so tut, als gehöre ihm der Hof, kommen zu spät, wir sind schon wach. Wir liegen einen Moment still. Dann sind wir aus dem Bett, die Treppe hinunter und draußen, bevor deine Mutter „Frühstück“ rufen kann.

Der Tau ist kalt. Das Gras zwischen Haus und Gewächshaus ist noch grau davon, und wir rennen hindurch, dass es spritzt. Ich liebe diesen Morgen. Die Beine wissen, was sie tun, die Lunge weitet sich, das Herz legt zu, und nichts davon kostet dich einen Gedanken.

Vor dem alten Gewächshaus glitzert etwas im Gras.

In der Nacht war ein Gewitter mit Hagel. Drei Scheiben sind kaputtgegangen. Dein Vater steht auf einer Leiter und kratzt den alten Kitt aus dem letzten leeren Rahmen. Zwei Scheiben hat er schon ersetzt.

„Schuhe“, sagt er, ohne sich umzudrehen.

Wir bleiben stehen. Ein langer Splitter liegt zwischen den Grashalmen, die Spitze zeigt zum Weg.

Wir schauen zum Haus zurück.

„Auch nur zum Gucken?“

Dein Vater dreht den Kopf und sieht auf unsere Füße.

Wir holen die Schuhe.

Als wir wiederkommen, hat er die Splitter zusammengefegt und die Leiter zur Seite gestellt. Die letzte Scheibe sitzt unten am Gewächshaus. Er reicht uns einen Klumpen Kitt herunter, grau und weich wie Knetgummi.

„Hier rein.“

Wir gehen in die Hocke. Wir drücken den Kitt mit dem Daumen in die Rille am Rahmen, wo er es uns zeigt. Er bleibt an der Haut hängen, und wir müssen ihn mit dem Zeigefinger abstreifen. Dein Vater wartet, bis wir fertig sind, dann hält er die neue Scheibe gegen das Licht und setzt sie ein.

„Festhalten. Ganz leicht.“

Unsere Hand liegt flach am Glas. Auf der anderen Seite bewegt sich seine.

Zum Schluss fährt er mit dem Messer über den Kitt, bis er glatt ist. Nur an einer Stelle lässt er die Delle stehen, die unser Daumen gemacht hat.

„Da noch“, sagst du.

Er schaut hin und legt das Messer weg.

Du willst die Stelle selbst glatt streichen, aber er hält unser Handgelenk fest.

„Lass.“

„Warum?“

„Da bist du jetzt drin“, sagt er und zeigt auf die Delle. „Dein Daumen, im Kitt. Die kriegt keiner mehr raus.“

Wir sehen uns die Delle an. Sie ist kaum größer als eine Bohne.

Dein Urgroßvater hat das Gewächshaus 1905 aus Eisen und Glas gebaut, und an manchen Stellen ist der Rost mit weißer Farbe überstrichen, an anderen mit grüner, je nachdem, was gerade im Schuppen stand. Die Tür klemmt. Wer hineinwill, muss sie anheben und mit der Schulter schieben.

„Warum kaufst du kein neues?“, fragst du. Im Katalog des Großhändlers sind neue, mit Aluminium, die glänzen.

„Das hier kennen wir“, sagt dein Vater. „Das ist so alt wie deine Oma.“

Deine Großmutter kommt gerade mit einem Korb über den Hof und bleibt stehen.

„Mich flickt keiner“, sagt sie.

„Du hältst auch so“, sagt er.

Sie lacht, und er lacht nicht, weil er einen Nagel zwischen den Lippen hat. Er nimmt ihn heraus und steckt ihn zu den anderen in seine Tasche.

„Das Neue hält auch nicht länger“, sagt er zu dir. „Aber das hier kennen wir.“

Du fragst nicht weiter, weil ein Kohlweißling vorbeikommt. Am Haus streifen wir die Schuhe ab und laufen ihm hinterher.

Der Schmetterling führt uns über das Feld bis zur Niers. Dort unten steht eine Kopfweide, ein alter, dicker Stumpf mit einem Schopf aus Ruten obendrauf, und in der Mitte hat er eine Mulde, in die wir genau hineinpassen.

Wir klettern hoch.

Die Rinde ist rau unter unseren Fußsohlen, der Stamm riecht nach Wasser und Moder. Oben setzen wir uns in die Mulde, schlingen die Arme um die Knie, und du verkündest dem Fluss, dass du ab jetzt hier wohnst.

Die Niers antwortet nicht. Sie ist braun und langsam und hat an diesem Morgen andere Sorgen.

Nach einer Weile wird dir das Wohnen zu langweilig. Wir rutschen am Stamm hinunter und stellen uns ans Ufer, dahin, wo das Wasser flach über Kiesel läuft und wo wir hindürfen, weil man von dort das Küchenfenster sieht.

Das Wasser ist so kalt, dass wir quieken.

Wir gehen trotzdem hinein, bis zu den Knöcheln, und bleiben stehen, bis die kleinen Fische kommen und uns an den Zehen knabbern. Wir lachen so, dass wir uns hinsetzen müssen, mitten in die Niers, mit dem Kleid.

Wir spüren jeden Kiesel unter uns, das kalte Wasser am Bauch, die Sonne im Nacken und das Kitzeln an den Zehen, alles auf einmal, und nichts davon ist uns zu viel.

Ich trage dich den ganzen Vormittag. Gemeinsam klettern und springen wir, balancieren auf dem Zaunbalken und hängen kopfüber am Ast. Hundertmal machen wir das, und du merkst kein einziges Mal, dass es mich gibt. Mir ist das recht. Es ist das Schönste, was mir mit dir passiert ist.

Gegen zehn stehen wir wieder im flachen Wasser. Wir haben einen Stock gefunden, und du willst sehen, ob er unter der kleinen Wurzel am Ufer hindurchpasst. Wir beugen uns vor.

Da klopft es in unserem Bauch.

Wir halten inne, den Stock noch in der Hand. Ein Fisch huscht zwischen zwei Steine. Für einen Moment schauen wir ihm nach, dann legen wir den Stock ans Ufer, um ihn später wiederzufinden.

Wir steigen aus dem Wasser, rennen über das Feld zurück, am Gewächshaus vorbei, am Küchenfenster vorbei, wo deine Mutter ruft, und durch die Pforte in den Garten hinter dem Haus.

Deine Großmutter kniet zwischen den Möhren. Trude Hüskes ist einundsechzig, und ihre Hände sehen aus wie die Wurzeln, die sie ausgräbt. Sie sieht uns kommen, greift ohne hinzusehen ins Kraut und zieht.

Die Möhre kommt mit einem leisen Schmatzen aus dem Boden, kurz, dick, mit Erde in den Rillen. Trude wischt sie zweimal an der Schürze ab und hält sie uns hin.

Wir beißen hinein.

Es knirscht, weil noch Sand dran ist, und es ist süß und kalt und schmeckt nach dem Beet, aus dem sie gerade gekommen ist.

Nach der halben Möhre hören wir auf. Wir sind satt. Die andere Hälfte stecken wir in die Tasche deines Kleides, wo sie den Nachmittag über warm wird, und am Abend wird deine Mutter sie in der Wäsche finden und seufzen.

Trude schüttelt das Grün aus und wirft es über den Zaun auf den Kompost. Wir gehen hinterher. Der Haufen ist so hoch wie wir, und obendrauf liegen Kartoffelschalen und welke Salatblätter, darunter etwas Dunkles. Wir stecken die Hand hinein, bis zum Handgelenk.

„Oma. Der ist warm."

„Ja."

„Ist der krank?"

Deine Großmutter lacht so, dass sie sich am Zaunpfahl festhalten muss.

„Der arbeitet", sagt sie.

Sie zieht unsere Hand heraus und dreht sie um. Zwischen unseren Fingern krümmt sich ein Regenwurm und bleibt nicht lange.

„Was da reinkommt, wird wieder Erde. Und aus der Erde kommen die Möhren."

Wir sehen den Haufen an, als hätte er uns die ganze Zeit etwas verschwiegen.

Mittags sitzen alle am Tisch in der Küche. Bei Hüskes wird im Sitzen gegessen, auch von deinem Vater, der im März nachts zwischen den Frühbeeten steht, und auch von uns, obwohl dein Kleid noch nass ist und deine Mutter darüber zwei Sätze verliert.

Wir essen, bis wir satt sind, dann stehen wir auf. Keine halbe Stunde später liegen wir unter den Johannisbeeren im Gras und schlafen, eine Wange auf dem Unterarm, und deine Mutter ruft über den Hof nach dir.

„Lass sie", sagt Trude. „Die holt sich, was sie braucht."

Am Nachmittag fallen wir auf dem Weg zur Scheune hin und schürfen uns den Ellbogen auf.

Erst liegen wir nur da. Dann brennt es.

Wir setzen uns hin und halten den Arm vor uns. In der aufgerissenen Haut klebt Erde. Als wir den Ellbogen beugen, zieht es bis hinauf zur Schulter.

Wir heulen kurz und laut.

Aus der Scheune kommt ein dünnes Miauen.

Mit offenem Mund hören wir hin. Es kommt noch einmal, und wir drehen den Kopf. Drüben hat die Katze Junge.

Wir stehen auf. Wir halten den verletzten Arm ein wenig weg, während wir durch das Tor gehen.

Die Katze liegt im Stroh. Zwischen ihren Vorderpfoten schiebt sich ein kleiner Kopf hervor, die Augen noch geschlossen. Wir legen uns vorsichtig auf den Bauch und halten dem kleinsten Kätzchen den Finger hin. Es beißt hinein und lässt nicht los, und wir rühren uns eine Viertelstunde lang nicht, damit es nicht aufhört.

Unser Ellbogen blutet derweil ins Stroh.

Ich fange sofort an zu flicken. Am Abend ist Schorf darauf, am nächsten Morgen kratzt du ihn ab, und ich fange noch einmal an. Ich bin dir nicht böse. Ich bin so gebaut, dass ich es wieder und wieder mache.

Auf dem Weg zum Abendbrot bleiben wir am Gewächshaus stehen.

Wir gehen an den Scheiben entlang und suchen die von heute Morgen. Zweimal bleiben wir stehen, beugen uns vor und gehen weiter. Dann finden wir die kleine Delle.

Wir drücken den Daumen vorsichtig hinein.

Er passt.

Wir schauen durch die Scheibe ins Gewächshaus. Auf der anderen Seite stehen die Pflanzen in ihren Reihen. Hinter uns ruft deine Mutter zum zweiten Mal.

Beim Abendbrot schieben wir den Teller weg, auf dem noch ein halbes Brot liegt.

„Iss auf“, sagt deine Mutter. „Wir haben früher nichts gehabt.“

„Die ist satt, Grete“, sagt deine Großmutter, und deine Mutter sagt nichts mehr, aber sie isst dein halbes Brot selbst.

Wir schlafen am Tisch ein, den Kopf auf den Armen, zwischen Salzstreuer und Milchkanne. Dein Vater trägt uns die Treppe hinauf. Er riecht nach Kitt und nach dem Rauch aus dem Schuppen, und wir wachen nicht auf, als er uns ins Bett legt und die Decke nicht findet, weil sie auf dem Boden liegt.

An diesem Tag haben wir gegessen, wenn wir Hunger hatten, und aufgehört, als wir satt waren. Geschlafen haben wir, wenn wir müde waren, und wir sind gerannt, weil unsere Beine rennen wollten. Ich musste nichts sagen. Du hast es gehört, bevor ich es sagen konnte.

Damals hast du mich nie Rücken genannt. Du hast mich gar nicht genannt. Wir waren einfach wir.

Acht Jahre später stehen wir vor einem Spiegel. Dort schaust du mich an, als wäre ich jemand anderes.

3

Der Spiegel

Der Kajalstift kratzt. Wir ziehen ihn am unteren Lid entlang, so wie es auf der Seite in der Zeitschrift gezeigt wird, und ich tue, was ich mit allem tue, das mir ins Auge kommt: Ich mache Tränen. Die schwarze Linie läuft uns die Wange hinunter. Du fluchst. Wir wischen mit Klopapier und fangen von vorne an.

Es ist Samstag, der 16. November 1974, halb sechs am Nachmittag, und das Badezimmer riecht nach Haarspray. Unten in der Küche läuft das Radio, ABBA mit „Waterloo“, und wir singen mit, bis uns der Stift ins Auge rutscht. Heute Abend ist Mittelball in der Tanzschule in Geldern. Du bist vierzehn. Den blauen Lidschatten haben wir am Mittwoch in der Drogerie in Straelen gekauft, von zwei Wochen Taschengeld, und die kleine Dose liegt auf dem Waschbeckenrand wie ein Edelstein.

Beim dritten Anlauf bleibt die Linie, wo sie hinsoll. Wir tragen den Lidschatten auf, bis unter die Augenbrauen, und treten einen Schritt zurück.

Im Flur kommt uns dein Vater entgegen. Er bleibt stehen und sieht uns an, lange, auf seine Art.

„Hast du dich geprügelt?“

„Papa!“

Deine Mutter nimmt uns wieder mit ins Bad, feuchtet einen Waschlappen an und nimmt die Hälfte wieder weg. Du lässt es

geschehen. Wir verschränken die Arme und halten das Kinn so weit oben, wie es geht.

„Weniger ist mehr, Elke."

„Wer sagt das?"

„Deine Mutter."

Am linken Lid lässt sie eine Spur Blau stehen, gerade so viel, dass man es sieht, wenn wir die Augen schließen.

Die Tanzschule liegt über einem Möbelgeschäft. Im Saal glänzt das Parkett, an der Decke hängen Girlanden aus Kreppapier, und die ganze Längswand ist ein Spiegel. An den Tischen hinten sitzen die Eltern, die Tanten, zwei Großmütter und eine Menge Zigarettenrauch. Die Mädchen sitzen auf Stühlen an der einen Wand, die Jungen stehen an der anderen. Dazwischen liegen zwölf Meter Parkett. Einer der Jungen macht einen Schritt nach vorn, dreht sich zu seinem Nachbarn um und bleibt wieder stehen.

Neben uns sitzt Petra Janssen aus deiner Klasse, in einem langen Kleid mit Blumen, und ihre Fingernägel sind rosa lackiert. Wir legen die Hände in den Schoß. Dann schieben wir sie unter die Oberschenkel.

Unsere Hände haben heute Mittag noch Töpfe umgesetzt. Wir haben sie mit der Wurzelbürste geschrubbt, bis sie brannten, aber am Daumen ist die Haut rissig, und die Knöchel sind rot. Unter dem Kleid spannen die Oberschenkel, mit denen wir im Verein jeden Dienstag und Donnerstag über die Halle sprinten und im Sprungwurf höher kommen als alle anderen. Ich bin stolz auf diese Oberschenkel. Du nicht, heute Abend nicht.

„Herren, bitte auffordern", sagt der Tanzlehrer.

Norbert aus Pont kommt über das Parkett, verbeugt sich schief und reicht uns die Hand. Wir müssen sie unter dem Bein hervorholen. Er nimmt sie, und seine Augenbrauen gehen hoch.

„Du hast ja Hände wie mein Vater“, sagt er.

Es klingt nicht böse. Sein Vater ist Maurer, und Norbert redet von ihm wie von einem Fußballspieler.

Ich schicke uns das Blut ins Gesicht. Absicht ist das keine, es geschieht, und es brennt bis zu den Ohren hinauf. Unsere Schultern ziehen sich nach vorne, der Bauch wird hart, und beim Langsamen Walzer tanzen wir, als hätten wir ein Brett im Rücken.

In der Spiegelwand sehen wir uns an Norberts Arm vorbeigleiten, dann Petra, die sich dreht wie auf einer Spieldose, dann wieder uns. Wir sehen die Oberschenkel, die Hände, das blaue Lid. Ich spüre, wie unser Atem flacher wird, jedes Mal, wenn der Spiegel kommt.

An diesem Abend machst du dich in mir so klein, wie es geht, und die Hände suchen jede Gelegenheit zu verschwinden.

Beim Cha-Cha-Cha tritt Norbert uns auf den Fuß.

„Au.“

Er bleibt stehen. Hinter ihm muss ein anderes Paar ausweichen.

„Entschuldigung.“

Wir schauen auf seinen Schuh, der noch immer halb auf unserem steht.

„Den brauch ich am Dienstag wieder.“

„Was?“

„Meinen Fuß. Handball.“

Er nimmt seinen herunter.

„Ach so. Ja."

Beim nächsten Schritt hebt er das Bein so hoch, dass wir lachen müssen. Er grinst und schaut auf seine Füße, bis du ihm sagst, dass er so erst recht nicht weiß, wo er hinläuft.

Zum ersten Mal an diesem Abend geht unser Atem wieder bis in den Bauch.

Nach der Pause kündigt der Tanzlehrer den Familienwalzer an, und die Eltern werden aufs Parkett gebeten.

Deine Großmutter kommt spät. Sie hat bis zur Dämmerung im Garten gestanden, weil morgen Frost angesagt ist, und sie ist nur schnell ins gute Kleid geschlüpft. Trude Hüskes ist neunundsechzig. Ihr Gesicht ist braun und gefurcht wie ein Acker im Frühjahr, und außer dem Wetter trägt sie nichts darauf. Die grauen Haare hat sie zu einem Knoten gesteckt, unter den Fingernägeln sitzt noch Erde.

Sie zieht deinen Vater vom Stuhl, der nicht tanzen will.

„Ich hab gerade Kaffee."

Trude nimmt ihm die Tasse ab, stellt sie hin und hält ihm wieder die Hand hin.

Er kommt mit.

Die ersten Schritte gehen gut. Dann will deine Großmutter in die andere Richtung, dein Vater folgt zu spät, und für einen Moment stehen sie quer zu den übrigen Paaren.

Er sagt etwas, das wir nicht verstehen.

Trude wirft den Kopf in den Nacken und lacht. Eine Frau am Nachbartisch schaut auf und lächelt. Der Tanzlehrer macht

deinem Vater im Vorbeigehen eine kleine Handbewegung, die ihm offenbar auch nicht hilft.

Wir sehen deiner Großmutter nach.

Sie hat die Hand fest auf Josefs Schulter gelegt. Als sie wieder an uns vorbeikommen, singt sie ein Stück der Melodie mit. Dein Vater schüttelt den Kopf, aber inzwischen lacht er auch.

Später, am Tisch, schiebt uns Trude ihr Glas Limonade hin, weil unseres leer ist. Wir beugen uns zu ihr.

„Oma. Warum gucken die dich an? Du hast dich nicht mal zurechtgemacht."

Deine Großmutter sieht dich an. Sie sieht auf das blaue Lid, auf die Hände unter dem Tisch und dann wieder in unsere Augen.

„Was von innen leuchtet, braucht keine Farbe", sagt sie.

„Das sagst du nur, weil du alt bist."

Sie lacht, wieder mit dem ganzen Gesicht.

„Das auch", sagt sie und tätschelt die Hand, die du vergessen hast zu verstecken.

Wir gehen auf die Damentoilette und tragen Lidschatten nach.

Petra steht schon vor dem Spiegel über den Waschbecken und drückt mit zwei Fingern an ihrer Nase herum.

„Guck dir das an", sagt sie. „Wie eine Kartoffel."

Sie zieht die Nase mit dem Zeigefinger nach oben und lässt sie wieder los.

„Du hast wenigstens schöne Haare. Und du kannst essen, was du willst, du spielst ja Handball."

Du sagst, ihre Nase sei doch ganz normal.

Sie sagt, deine Hände seien doch ganz normal.

Wir schauen auf unsere Knöchel. Petra dreht den Kopf zur Seite und prüft ihre Nase noch einmal.

Ihr steht nebeneinander vor demselben Glas, jede mit dem Blick auf das eigene Gesicht, und sucht, und findet.

Auf der Heimfahrt sitzen wir mit deiner Großmutter hinten im Opel. Es ist dunkel, draußen ziehen die Pappeln an der Landstraße vorbei, und hinter Geldern schläft Trude ein, den Kopf an der Scheibe. Ihre Hand ist im Schlaf auf unsere gerutscht.

Zwei Hände liegen da im Licht der entgegenkommenden Autos auf dem Rock, eine alte und eine junge, und man könnte sie verwechseln, so rissig sind beide.

Wir ziehen unsere nicht weg.

Kurz vor Straelen wacht Trude auf, sieht in euren Schoß und sagt nur: „Gärtnerhände."

Dann schläft sie weiter.

Um halb zwölf sind wir zu Hause im Bad. Das Haus schläft. Wir haben das Kleid ausgezogen. Wir stehen im Unterhemd vor dem Spiegel über dem Waschbecken, und du kneifst in unsere Oberschenkel, erst rechts, dann links, als könntest du etwas davon abnehmen. Wir halten die Hände ins Licht und drehen sie hin und her. Wir rücken mit der Nase näher an das Glas.

„Du bist nicht richtig", sagst du leise zu der im Spiegel.

Sie sagt es dir zurück.

Den Satz höre ich, und ich weiß, was er mit unserem Bauch macht. Widersprechen kann ich nicht. Zählen kann ich, und das tue ich, während du dich kneifst.

Unser Herz hat heute gut hunderttausend Mal geschlagen. Beim Walzer mit Norbert ist es schneller geworden, als uns das Blut ins Gesicht stieg, und wieder langsamer, als deine Großmutter unsere Hand getätschelt hat. Wir haben über zwanzigtausend Mal geatmet, auch die flachen Atemzüge vor dem Spiegel im Saal. Drei Stunden haben wir getanzt, einen Teil davon mit einem Brett im Rücken.

Den Kratzer vom Kajal am unteren Lid habe ich bemerkt und angefangen, ihn zu verschließen. Wir haben Töpfe umgesetzt. Ich habe das Mittagessen verdaut und die Limonade. Gewachsen sind wir ein kleines Stück, das keiner sieht, und an den rissigen Stellen am Daumen habe ich neue Haut gemacht.

Und die Oberschenkel, die du gerade kneifst, haben uns am Donnerstag im Sprungwurf über zwei Verteidigerinnen getragen.

Der Spiegel und ich kommen nie auf dasselbe Ergebnis.

Wir machen das Licht aus, ohne uns abzuschminken. Am Morgen wird das Kissen blau sein.

Das ist fünfunddreißig Jahre her. Jetzt, in dieser Nacht in Geldern, ist wieder etwas blau an uns, der Fleck von der Nadel im Handrücken. Die Scheibe am Fenster friert weiter zu.

Noch ein paar Stunden, dann habe ich Beine. Dann stehe ich vor deiner Tür, und du wirst mich ansehen können, ohne einen Spiegel zu brauchen.

Ich frage mich, ob du meine Hände zuerst erkennst.

Wenn du wieder sagst, dass etwas an mir nicht richtig ist, werde ich dich fragen, was du meinst. Dann haben wir endlich ein Gespräch.

4

Der Muss

Die dritte Stufe von unten knackt, und unser linkes Knie knackt mit.

Es ist Freitag, der 5. Januar 1979, zehn vor vier am Morgen. Draußen hat es minus vierzehn Grad.

„Jetzt nicht“, sagst du zum Knie, halblaut, damit deine Mutter nicht wach wird.

Es sagt nichts zurück. Es ist steif, und beim nächsten Schritt zieht es unter der Kniescheibe. Wir halten uns am Geländer fest und setzen den rechten Fuß zuerst auf die nächste Stufe.

Du bist achtzehn und im dritten Lehrjahr bei deinem Vater. In der Küche brennt schon Licht. Er steht in Jacke und Mütze am Herd und trinkt Kaffee aus der Tasse mit dem Sprung. Eine zweite reicht er uns, ohne ein Wort.

Ihr trinkt schnell. Frühstück gibt es später, sagt er jeden Morgen, und später ist es meistens elf, an Tagen wie diesem gar nicht.

Über den Hof zum Gewächshaus sind es sechzig Schritte. Der Schnee quietscht, die Luft beißt in unserer Nase, und das Knie schickt bei jedem Schritt einen kleinen, stumpfen Ton nach oben, den du inzwischen überhörst wie das Brummen des Kühlschranks.

In der Nacht ist der zweite Ofen ausgegangen.

Dein Vater flucht. Wir holen den Koks, die schwarzen Brocken für den Ofen, aus dem Schuppen. Als er sich wieder aufrichtet, reibt er sich mit der Faust über das Brustbein, wie er es in der Kälte manchmal tut, und sagt, das sei der Staub.

Dann stehen wir eine halbe Stunde gebückt über den Frühbeeten und ziehen Folie über den Feldsalat. Die Finger sind so kalt, dass wir den Rand kaum zu fassen bekommen. An der letzten Reihe gehen wir in die Knie.

„Geht das mit dem Knie?“, fragt dein Vater.

„Geht schon.“

Er nickt, zufrieden mit der Antwort.

Das Knie erinnert sich an einen Samstag im Mai. Ich erinnere mich auch.

Die Halle in Geldern roch nach Bohnerwachs und Schweiß. Du warst siebzehn, und seit März lag in der Küchenschublade ein Brief aus Köln, mit Stempel und Unterschrift: ein Platz im Sportinternat, dazu eine Lehrstelle bei der Kölner Stadtgärtnerei, Beginn im August.

Dein Vater hatte den Brief gelesen und nichts gesagt. Deine Mutter hatte ihn dreimal gelesen und am Telefon allen Tanten vorgelesen.

In der zwölften Minute sind wir hochgestiegen, so hoch wie immer. Wir haben über die Verteidigerin geworfen und sind wieder aufgekommen. Der linke Fuß stand schon auf dem Boden, als wir uns noch weiterdrehten.

Es gab ein Geräusch wie ein nasser Ast.

Das Tor haben wir nicht mehr gesehen.

Danach waren da das Krankenhaus, die Operation und ein Gips vom Knöchel bis zur Leiste, bis in den Juli hinein. Der Arzt hat an unserem Bett gestanden und gesagt: „Leistungssport können Sie vergessen, junge Frau."

Drei Nächte haben wir ins Kissen geweint, und ich habe jede Nacht Salz nachgeliefert, damit die Tränen nicht ausgehen.

In der vierten Nacht hast du aufgehört.

Am fünften Tag nach der Entlassung sind wir auf Krücken ins Gewächshaus gegangen, weil der Salat umgesetzt werden musste. Deine Mutter wollte das nicht. Sie hat die Krücken im Keller versteckt, damit du im Bett bleibst. Es hat nichts genützt. Am nächsten Morgen haben wir die Schubkarre genommen, uns mit beiden Händen auf die Griffe gestützt und sie vor uns her über den Hof geschoben, so wie alte Leute ihren Rollator schieben.

Die Krücken lagen mittags wieder im Flur.

Im Juni sind wir mit einer Krücke auf einem nassen Brett weggerutscht. Wir haben versucht, uns festzuhalten. Unsere linke Hand ist in die kaputte Scheibe eines Frühbeets gefallen.

Ich sehe die Narbe am Daumen jeden Tag, wenn wir Handschuhe anziehen. Ein weißer Halbmond am Ballen.

Keiner hat die Wunde genäht.

Dein Vater hat unsere Hand auf seine gelegt und sie vorsichtig gedreht. Als du sie wegziehen wolltest, hat er lockergelassen und gewartet, bis wir sie ihm wieder hingehalten haben. Mit seinem Daumen hat er unsere Finger gestützt, während er das Pflaster aufklebte.

„Das wächst wieder zu", hat er gesagt.

Ich habe die Wunde geschlossen, ein wenig schief, aber fest.

Im August hat deine Mutter den Brief aus Köln aus der Schublade genommen. Wir standen im Flur. Wir haben das Blatt in ihrer Hand gesehen, sind in den Hof gegangen und haben die Tür hinter uns zugezogen, leise.

Wohin der Brief dann kam, weiß ich nicht.

Seitdem verfluchst du das Knie, jeden Morgen auf der Treppe und jedes Mal, wenn wir zwischen den Beeten knien.

Um halb acht kommt der Lastwagen vom Großmarkt.

Die Kisten mit dem Feldsalat stehen im Schuppen, dreißig Stück. Wir tragen sie paarweise hinaus, weil es schneller geht. Bei der vierzehnten Kiste sticht es im Kreuz, tief unten, links neben der Wirbelsäule.

Wir stellen die Kisten ab. Wir drücken den Handballen gegen die Stelle.

„Mein Rücken“, sagst du.

Dein Vater schiebt gerade eine Kiste auf die Ladefläche.

„Der Körper muss halt, Elke“, sagt er. „Der gewöhnt sich.“

Es klingt nicht hart. Er sagt es, wie er sagt, dass es morgen wieder friert. Es ist der Satz, mit dem er selbst seit dreißig Jahren aufsteht.

Du willst weiter. Wir nehmen die nächsten zwei Kisten.

Ich versuche, mich darauf einzustellen. Beim Anheben spanne ich die Muskeln fester an. Wir gehen mit kürzeren Schritten über den Hof. Wir kommen mit den Kisten am Lastwagen an, und das genügt dir als Antwort.

Um zehn stehen wir in der Küche vor der Schublade, in der deine Mutter die Tabletten gegen Kopfschmerzen aufbewahrt.

Wir drücken eine aus der Folie und schlucken sie mit dem Rest kaltem Kaffee.

Es ist die erste, die wir wegen des Rückens nehmen.

Nach einer halben Stunde ist das Stechen leiser. Wir können uns wieder leichter aufrichten. Wir probieren es zweimal, dann gehen wir zurück an die Arbeit.

Für dich ist es, als hätte jemand ein Kissen auf ein Telefon gelegt, das klingelt. Endlich kannst du weitermachen. Dass wir noch immer dieselben Kisten tragen und uns über dieselben Beete beugen, fällt dabei kaum auf.

Ich spreche zuerst im Flüsterton. Ich schicke dir Müdigkeit um zehn, einen trockenen Mund um elf, ein Ziehen im Nacken, wenn wir zu lange gebückt stehen. Das sind höfliche Sätze. Du lernst in diesem Winter, sie zu überhören, und du lernst es schnell, weil du begabt bist und weil dein Vater es dir jeden Morgen vormacht.

Mittags sind es im Gewächshaus zwanzig Grad. Draußen liegt Schnee auf dem Hof, drinnen tropft das Wasser von den Streben, und die Luft ist dick und feucht wie in einer Waschküche.

Wir haben seit dem Aufstehen nichts gegessen und nichts getrunken außer dem Kaffee. Zwischen den Tischen knien wir vor den kleinen Salatpflanzen. Wir pikieren sie, lösen sie vorsichtig aus der Erde und setzen jede in ihren eigenen Topf. Hunderte sind es.

Dann stehen wir auf, zu schnell.

Ich rufe.

Vor unseren Augen wird es schwarz, von den Rändern her. In den Ohren rauscht es. Wir strecken eine Hand nach der Tischkante aus, erreichen sie aber nicht mehr.

Unsere Knie geben nach.

Wir kippen zwischen die Tische.

Als wir die Augen wieder öffnen, liegt unsere Wange auf dem nassen Beton. Ein Topf ist mit umgefallen, und Erde klebt an unserem Mundwinkel.

Wir bleiben einen Moment liegen. Unter dem Tisch verlaufen die Heizungsrohre. An einem hängt ein Tropfen, der langsam größer wird.

Dann fangen wir an zu lachen, allein auf dem Boden, als hätte uns jemand einen Streich gespielt.

Wir setzen uns auf. Wir wischen die Erde vom Mund und bleiben kurz sitzen, die Hände neben uns auf dem Beton. Das Rauschen in den Ohren lässt nach.

Am Gartenschlauch trinken wir, bis uns die Zähne wehtun.

Dann knien wir wieder vor den Pflanzen.

Keiner hat es gesehen.

Beim Mittagessen um eins sieht deine Mutter uns über die Kartoffeln hinweg an.

„Du hast Erde im Gesicht."

„Umgefallen", sagst du.

„Wer?"

„Ein Topf."

Dein Vater sitzt zufrieden am Tisch und sagt, die alten Öfen hätten gut durchgehalten bei diesem Frost. Später, auf dem Weg

nach draußen, klopft er auf den Türrahmen des Gewächshauses, wie man einem Pferd auf den Hals klopft.

Für die Öfen gibt es ein Lob, und für den Rahmen einen Klaps.

Du hast an diesem Tag die Pflanzen gezählt, zweitausendvierhundert, und die Kisten, dreißig, und die Tablette, eine. Mich hast du nicht mitgezählt.

Als wir am Nachmittag wieder zwischen den Tischen knien, heben wir den umgefallenen Topf auf. Wir prüfen den Rand, stellen ihn zu den anderen und greifen nach der nächsten Pflanze.

Ich hatte gehofft, nach dem Sturz würdest du jemanden rufen.

Du hast es niemandem erzählt. Und ich wusste nicht, wie ich dich noch erreichen sollte.

5

Bernd

Die Narbe ist zehn Tage alt und so lang wie eine Hand, und wir stemmen eine Anzuchtplatte mit zweihundert Tomatenpflanzen vom Boden auf den Tisch.

Es zieht. Tief unten im Bauch, quer über dem Schambein, dort, wo der Arzt uns geöffnet und wieder verschlossen hat. Seit zehn Tagen lasse ich die Wundränder zusammenwachsen. Unter der Naht verbinde ich verletztes Gewebe, bilde neue Fasern und festige, was noch kaum Zug verträgt.

Ich bin noch nicht fertig.

Nadine lag verkehrt herum, mit dem Po nach unten, und nach vierzehn Stunden Wehen hat der Oberarzt in Geldern gesagt, jetzt sei Schluss. Du hast unterschrieben, ohne zu lesen. Bernd musste draußen auf dem Flur warten und hat, wie die Hebamme dir später vorgerechnet hat, vierzehn Becher Automatenkaffee getrunken, einen für jede Stunde.

Wir drücken die flache Hand gegen unseren Bauch. Wir drehen uns zur Seite, damit es keiner sieht.

Es ist Freitag, der 29. April 1988, kurz nach neun am Morgen. Im Gewächshaus ist Hochsaison. Auf allen Tischen stehen Jungpflanzen, Tomaten, Paprika, Gurken, Sellerie, und das Licht fällt so grün durch das Laub, dass die Luft aussieht wie Wasser.

Draußen im Hof rennt Jörg herum, zweieinhalb Jahre alt, mit einer Gießkanne, die größer ist als sein Oberkörper. Er gießt die Katze.

Die Katze findet das nicht gut und verschwindet unter dem Anhänger.

In der Packhalle nebenan steht der Stubenwagen. Darin schläft Nadine, zehn Tage alt, und deine Mutter sitzt daneben auf einer umgedrehten Kiste und sortiert Etiketten. Wenn Nadine sich meldet, wird deine Mutter rufen. Dann gehen wir in die Packhalle und legen sie an.

Die Milch bereite ich längst vor. Auch das ist Arbeit, und sie steht auf keinem Lieferschein.

Bernd kommt mit der Schubkarre herein. Er sieht uns an der Tischkante stehen, mit der Hand auf dem Bauch, und stellt die Karre ab.

„Setz dich hin“, sagt er.

„Die Tomaten warten nicht.“

„Die Tomaten sind Tomaten.“

Er nimmt uns die nächste Platte aus den Händen und stellt sie selbst auf den Tisch. Dann nimmt er unsere Hände. Einfach so, mitten im Gewächshaus, mit Erde an den Fingern, beide Hände in seine. Er dreht sie um und sieht sie an.

Ich kenne diesen Blick.

Vor sieben Jahren hat er ihn zum ersten Mal gehabt, an einem Abend im Juni, genau hier, zwischen denselben Tischen. Du warst einundzwanzig, und wir hielten die Hände hinter dem Rücken, weil sie aufgesprungen waren vom Wasser und vom Kalk.

Er war zum Aushelfen aus Kevelaer gekommen, ein großer, stiller Mann, der mehr zuhörte, als er sagte. Er hatte eine Dose Melkfett aus der Jackentasche genommen und seine freie Hand ausgestreckt. Wir hatten erst eine Hand hineingelegt, dann die andere.

Er rieb das Fett in die rissige Haut, jeden Finger einzeln, langsam, als hätte er den ganzen Abend Zeit.

„Die können was", hatte er gesagt, und dann den ganzen Abend nichts mehr.

Weißt du, was an diesem Abend mit uns geschah?

Unser Atem ging hinunter bis in den Bauch. Die Schultern ließen los. In den Handflächen wurde es warm, von innen, lange bevor das Melkfett eingezogen war.

Du hast aufgehört, die Pflanzen auf dem Tisch zu zählen.

Als er die eine Hand losließ, um nach der Dose zu greifen, haben wir sie ihm wieder hingehalten. Er nahm sie noch einmal und strich mit dem Daumen über die Handfläche.

Du warst in deinen Händen, ganz und gar, zum ersten Mal, seit du sie in der Tanzschule unter die Oberschenkel geschoben hattest.

Ein Jahr später habt ihr geheiratet, im Saal hinter der Gaststätte am Markt in Straelen. Beim Hochzeitswalzer ist er uns zweimal auf die Zehen getreten.

„Ich tanz wie ein Trecker", hat er gesagt.

Wir haben so gelacht, dass der Schleier verrutscht ist.

Danach haben wir bis zwei Uhr nachts getanzt, mit dem Knie. Wenn wir vor einer Drehung gezögert haben, hat Bernd den Schritt kleiner gemacht. Seine Hand lag auf unserem Rücken,

unten, knapp über dem Gürtel, und blieb dort. Irgendwann haben wir nicht mehr vor jeder Drehung nach unten geschaut.

Jetzt, im April 1988, hält er wieder unsere Hände, und ich merke, dass nichts davon verloren ist.

Unser Atem geht hinunter. Wir lassen das Gewicht der Hände in seine sinken. Der Bauch zieht noch, aber wir stehen einen Moment still.

Bernd streicht mit dem Daumen über unsere Knöchel.

Wir schauen ihn an. Hinter seiner Schulter stehen die Tomaten, und zum ersten Mal an diesem Morgen zählst du sie nicht.

Nach einer Minute ziehen wir die Hände weg.

„Der Lastwagen kommt gleich."

Bernd nickt. Er greift nach der Platte, die du eben heben wolltest, und stellt sie auf die Schubkarre. Als wir zur Packhalle gehen, ist er damit beschäftigt, die nächste daneben unterzubringen.

Unterwegs steht eine Kiste im Weg.

Wir heben sie auf und stellen sie zur Seite.

Im Hof rennt uns Jörg entgegen, die leere Gießkanne in der Hand. Er lässt sie fallen und streckt die Arme hoch.

„Hoch, Mama."

Wir bücken uns und heben ihn auf die Hüfte, vierzehn Kilo. Quer durch den Unterbauch fährt ein scharfer Schmerz. Unser Atem stockt. Wir drücken Jörg fester an uns und verziehen das Gesicht.

Er hält das für ein Spiel und verzieht seins auch.

In der Packhalle meldet sich Nadine.

Wir setzen Jörg ab und nehmen auf einer umgedrehten Kiste Platz. Deine Mutter hebt Nadine aus dem Wagen und legt sie uns in die Arme. Wir ziehen die Bluse hoch und legen sie an.

Für zwanzig Minuten sitzen wir.

Ich liebe diese zwanzig Minuten. Unser Rücken lehnt an der Wand, die Beine sind lang. Das Gewicht der Kisten ist weg. Während Nadine trinkt, kann ich weiter an der Wunde arbeiten, ohne dass bei jeder Bewegung daran gezogen wird.

Wir schauen auf ihr Gesicht.

Nadine bekommt eine Hand frei und hält sich an unserem Zeigefinger fest, fester, als man es so einem kleinen Kind zutraut. Wir rühren den Finger nicht, bis sie von selbst loslässt.

„Du bist blass“, sagt deine Mutter über die Etiketten hinweg.

„Das ist das Licht.“

„Das Licht ist grün, Elke.“

Die Tür zur Packhalle geht auf, und Irmgard kommt herein, mit einem Topf in beiden Händen und einem Geschirrtuch um die Henkel.

Sie hat Suppe gekocht.

Sie stellt den Topf auf die Kiste neben uns, nimmt deiner Mutter wortlos die Hälfte der Etiketten ab und fängt an zu sortieren, als hätte sie das schon immer getan.

„Iss“, sagt sie.

„Geht schon wieder“, sagst du. „Ist ja kein Kunststück, so ein Kind.“

Irmgard sieht auf die Hand, die wir an die Narbe halten, während Nadine trinkt. Dann schiebt sie uns den Löffel hin.

Wir essen.

Irmgard selbst isst nichts. Sie sagt, sie habe schon, und sortiert weiter.

Um halb elf fährt der Lastwagen vom Großmarkt auf den Hof. Der Fahrer hält uns den Lieferschein auf dem Klemmbrett hin, und wir unterschreiben, schnell und krakelig, Elke Wiegand, auf dem Kotflügel.

Achtzig Platten Tomaten, vierzig Paprika.

Der Fahrer fragt, ob das Kind schon da sei.

„Seit zehn Tagen“, sagst du.

Er sieht auf die Kisten, die wir ihm auf die Ladefläche geschoben haben, dann auf uns, und steigt ohne ein weiteres Wort ein.

Ich unterschreibe auch, zur selben Zeit, unter unserer Haut.

An der Wunde über unserem Bauch verbinde ich die Ränder weiter mit neuen Fasern. Aus dem Schnitt wird nach und nach eine Narbe. So unterschreibe ich, mit einer Linie, die man ein Leben lang sehen wird.

Da steht: Ich bleibe.

Der Arzt hatte sechs Wochen Schonung gesagt.

Deine Mutter schweigt dazu. Sie selbst hat 1960 nach einer Woche wieder Kisten gepackt, mit dir im Korb daneben.

Und die Tomaten warten nicht.

Das hier gehört zur größten Arbeit, die ich je für uns getan habe.

Neun Monate lang habe ich Nadine wachsen lassen und versorgt. In der Plazenta floss unser Blut dicht an ihrem vorbei. Über diese feine Grenze bekam sie Sauerstoff und Nahrung.

Auch Kalzium aus meinen Knochen habe ich für sie bereitgestellt.

Wir haben gespürt, wie sie sich drehte, wie sie gegen unsere Rippen drückte und nachts wach wurde, sobald wir uns hinlegten. Ich habe ihr Platz gemacht, so gut ich konnte.

Dann kam sie durch den Schnitt zur Welt, den du dir für ihre Geburt nicht vorgestellt hattest.

Jetzt mache ich Milch für sie und flicke mich nebenher.

Um drei in der Nacht weint Nadine.

Noch bevor du ganz wach bist, wird unsere Brust warm, und Milch tritt aus. Wir stehen auf, bevor Bernd wach wird. Im Sessel am Fenster legen wir Nadine an. Die Narbe zieht, wenn wir uns vorbeugen.

Wir rücken näher an die Lehne und holen sie zu uns heran.

Draußen ist der Hof dunkel. Nadine schluckt. Ihre Hand liegt an unserer Brust, die Finger öffnen und schließen sich langsam.

Später liegen wir wieder im Bett, auf dem Rücken. Bernd dreht sich im Schlaf zu uns und legt seine Hand auf unseren Bauch, genau auf die Stelle, als hätte er sie gesucht.

Wir schlafen sofort ein.

Ich arbeite unter seiner Hand weiter. Ich lege die nächste Faser. Es ist ganz still.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann entdecke, wie es mit Elke und ihrem Körper weitergeht.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zum Buch auf Amazon zu gelangen:



Zum Buch

Dein Leserbereich

Hat dich diese Leseprobe neugierig gemacht? Im Leserbereich kannst du abhaken, welche meiner Bücher du schon gelesen hast, deinen Lieblingssatz festhalten und siehst, wo du gerade mitlesen oder testlesen kannst. Kostenlos, nur mit deiner Mailadresse.

Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link:

innere-architektur.com/leserbereich